

Zur Heimkehr der Bilder

Ansprache zum Festakt anlässlich der Heimkehr der mittelalterlichen Chorfenster nach St. Marien, Frankfurt (Oder), 29. Juni 2007

Prof. Dr. Hans N. Weiler
Stanford University

Dies ist heute ein dreifaches Fest:

- ein Fest der Heimkehr,
- ein Fest des Bürgersinns und
- ein Fest der Bilder.

Ein Fest der Heimkehr

Wir feiern das Fest einer Heimkehr eigener Art. Zu uns hier in Frankfurt kehrt ein Schatz zurück, den die meisten von uns – aus biographischen oder geographischen Gründen - noch nie mit eigenen Augen gesehen haben. Selbst jemand unter Ihnen, der inzwischen so alt geworden ist wie ich, war gerade einmal ein Dreikäsehoch von sieben Jahren, als die Chorfenster von St. Marien 1941 ausgebaut und in Kisten verpackt wurden. Und dennoch betrachten wir diesen Schatz als den unsrigen – wir begrüßen die Fenster der „Bilderbibel“ als etwas, das dorthin heimgekehrt ist, wo es hingehört kraft einer Geschichte und einer Präsenz von über sechshundert Jahren, kraft einer engen und heute wieder strahlend deutlichen Beziehung zwischen dem Bauwerk und seinem gläsernen Schmuck, und kraft der Jahrhunderte alten Tradition einer Frömmigkeit, die von den Bildern dieser bunten Bibel genährt und inspiriert wurde.

Wir feiern aber auch eine Heimkehr, an die wir nicht mehr so recht zu hoffen gewagt, an die nur einige wenige Unverdrössene zu glauben nicht aufgegeben hatten – und die dann doch, entgegen allen gesetzlich aufgeschütteten Bollwerken und dank der rastlosen und ungewöhnlich einhelligen Bemühungen von Stadt, Land und Bund, Wirklichkeit wurde.

Zur Zeit ist in Berlin eine Heimkehr ähnlicher Art zu besichtigen: das berühmte Gemälde von Paul Cezanne, „die Fischer“, das für viele Jahre zur privaten Kunstsammlung von Max Liebermann am Pariser Platz gehörte und nach dem Krieg vom Metropolitan Museum of Art in New York erworben wurde, von wo es in diesen Wochen in die Neue Nationalgalerie in Berlin heimgekehrt ist. Nur geht es dann, nach dem Ende der Ausstellung, wieder zurück nach New York. Das Schöne an der Bilderbibel ist, dass sie in Frankfurt bleibt.

Heimkehr hat immer ein woher und ein wohin. Heimkehr hat eine Vergangenheit und eine Zukunft.

Diese Fenster haben eine reiche und bunte Präsenz, eine ganz unmittelbare Gegenwart. Sie haben aber auch eine reiche und bunte Vergangenheit. Sie erinnern an die schöpferische Kraft mittelalterlicher Kunst, aber auch an die Intensität mittelalterlicher Religiosität. Sie haben herabgeschaut auf die großen Zeiten der alten Hansestadt Frankfurt (Oder) und auf die Gelehrten und die Studiosi der Alma Mater Viadrina in den Zeiten ihrer wissenschaftlichen Blüte. Und in ihnen hat sich bewahrt die Zuversicht und die Sehnsucht der zahllosen Bürgerinnen und Bürger, die über die Jahrhunderte in dieser Kirche und im Angesicht dieser Fenster gebetet und gesungen, ihrem Glück und ihren Sorgen Ausdruck gegeben haben.

Die Fenster von St. Marien legen aber auch Zeugnis ab von einer Vergangenheit von Gewalt, Zerstörung und Verzweiflung in den Epidemien und Hungersnöten vergangener Jahre und in den großen und immer wiederkehrenden Kriegen Europas, in denen diese Kirche Zufluchtsort und Symbol des Überlebens, aber dann auch in ihrem Verfall nach 1945 ein Sinnbild der Zerstörung dieser Stadt wurde. Wohl nicht ganz ohne Grund sind Bilder der Gewalt – ein Gehenkter wird ausgepeitscht, eine Gruppe von Priestern wird gesteinigt, ein Gerechter hingerichtet, ein frommer Jüngling verbrannt, ein Prophet erschlagen – ein so allgegenwärtiger Bestandteil dieser Fenster, vor allem in der Legende des Antichrist.

Heimkehr hat aber nicht nur ein Woher, sondern auch ein Wohin. Heimkehr hat eine Zukunft, und die Zukunft dieser Fenster beginnt mit dem heutigen Fest. Die Zukunft lässt sich nicht vorhersagen; anders als die Vergangenheit aber liegt die Zukunft in unserer Hand, sie lässt sich von uns formen und gestalten: wir sind die Künstler, die Meister, die Ingenieure der Zukunft unserer Welt. An uns, und nur an uns, wird es liegen, ob die dämonischen, die gewalttätigen Bilder dieser Bibel die Oberhand behalten werden, oder ob die Welt von morgen sich nach den tröstlicheren Bildern, den Bildern der Zuversicht richten wird: das Wasser, das Moses aus dem Felsen schlägt, die große, fruchtbare Weintraube aus Palästina, der grüne Stab des Aaron, die wundersame Rettung des Jonah aus dem Bauch des Fisches – Bilder der Versöhnung, der Rettung, der Heilung, die in der vom Unheil faszinierten Bilderwelt unserer Tage selten geworden sind.

In dieser Zukunft müsste wohl auch – das zu denken werden Sie mir nachsehen – die neue und alte Nachbarin dieser Kirche, die Universitas Viadrina, eine Rolle spielen. Ich erinnere mich noch an die frühen Debatten im Gründungssenat der neuen Viadrina über die Idee, in die Hülle der Marienkirche hinein die Bibliothek der Universität zu bauen. Ich habe mich damals sehr für diese Idee eingesetzt und mich nur widerwillig den sich aus technischen, denkmalschützerischen und finanziellen Erwägungen herrührenden Zwängen gebeugt, die dieses Projekt vereitelt haben. Ich kann mir noch nicht so recht vorstellen, wie ein „Sozio-

kulturelles Zentrum St. Marien“ aussehen könnte, aber es muss für die zukünftige Nutzung dieses großartigen Baus, den diese Fenster nun noch kostbarer machen, ein schlüssiges Konzept geben. Hier liegt für Stadt und Universität eine große und noble Herausforderung, die bei allen Sorgen des Alltags der intensiven Aufmerksamkeit aller Beteiligten bedarf. Ich möchte mir wünschen, dass in dem Zusammenwirken von Kirche, Stadt und Universität das unverhoffte Glück der Heimkehr dieser Fenster ein Kristallisationspunkt, ein Katalysator für eine neue Zukunftsvision und damit für eine neue Identität, für einen neuen Bürgerstolz wird.

Ich möchte in diesem Zusammenhang an eine bemerkenswerte Rede erinnern, die Günter Grass vor einigen Jahren in dieser Stadt gehalten hat – aus Anlass seiner Auszeichnung mit dem Viadrina-Preis für die deutsch-polnische Verständigung. In seiner Rede hatte Günter Grass dafür plädiert, das gute Verhältnis unter den Völkern nicht allein zum Gegenstand von Festreden zu machen, sondern konkret etwas dafür zu tun. Er hat dann vorgeschlagen, hier in Frankfurt ein Museum für die so genannte „Beutekunst“ zu bauen, „in dem die umstrittenen Bilder, Skulpturen, Manuskripte, Partituren und Bibliotheken ihren bleibenden Ort finden. Ein solches Museum sollte in Grenznähe, womöglich beiderseits der Oder und – warum nicht – den Fluss überbrückend Gestalt gewinnen.“ Und Günter Grass fährt fort:

„Die Europa-Universität Viadrina, ihre Lehrer und Studenten könnten, wenn nicht die Baumeister, dann doch die unermüdlichen Handlanger eines solchen brückenschlagenden Objektes sein. Ein kühner Entwurf ist gefragt. ... So stellt sich ein Stück zukünftiges Europa dar. Denn nicht dem Nationalen allein gehört die Kunst. Kunstwerke sind, so ortsgebunden sie sein mögen, von ihrer Wirkung her grenzüberschreitend. Sie dürfen nicht länger Kriegsbeute sein.“¹

Wo besser als in dieser Kirche könnte ein so weitsichtiges und zukunftsweisendes Projekt seinen Anfang nehmen? „Ein kühner Entwurf ist gefragt“, sagt Günter Grass. Ein „kühner Entwurf“ war es ja auch, der im 13. Jahrhundert eine kleine, gerade einmal aus dem Ei geschlüpfte Stadt namens Frankfurt an der Oder diese schöne große Kirche bauen ließ.

Ein Fest des Bürgersinns

Wir feiern heute auch ein Fest des Bürgersinns, des Geistes und der Begeisterung der *cives*, der Bürgerinnen und Bürger dieser Stadt – ein Fest der *civic culture*, der bürgerschaftlichen Kultur, wie wir angelsächsisch eingefärbten Sozialwissenschaftler sagen.

¹ Stiftung Viadrina-Preis, Viadrina-Preis 2001. Frankfurt (Oder): Europa-Universität Viadrina, 2001, S. 32.

Wir feiern ganz unmittelbar die außerordentliche Anteilnahme der Frankfurterinnen und Frankfurter, die die Rückkehr der Chorfenster mit einer geradezu persönlichen Wiedersehensfreude begleitet haben, die darüber hinaus aber auch – in einer Stadt, in der nicht allzu viel Geld übrig ist – zu den Kosten der Wiederherstellung der Fenster viele größere und kleinere Scherflein gespendet und insgesamt den phantastischen Betrag von 290 000 Euro und damit mehr als ein Viertel der Kosten zusammengetragen haben.

Die Frankfurterinnen und Frankfurter unserer Tage stehen damit ganz in der Tradition ihrer Vorfahren im 13. und 14. Jahrhundert, für die es – wenn vielleicht auch in wirtschaftlich etwas komfortableren Zeiten – selbstverständlich war, sich sowohl am Bau dieser schönen Marienkirche als auch an der Entstehung der Chorfenster finanziell maßgeblich zu beteiligen. Das gilt, wie wir wissen, auch für andere große Gotteshäuser des Mittelalters; so haben sich – in meiner anderen deutschen Wahlheimat – in den schönen Kirchenfenstern des Freiburger Münsters die Zünfte der Stadt als Sponsoren einzelner Fenster verewigt – eine Art von Eigenwerbung, die sich die bescheideneren Frankfurter offenbar versagt haben.

Man möchte sich wünschen, dass vor dem Hintergrund dieser langen Geschichte des Bürgersinns die Frankfurterinnen und Frankfurter von dieser Kirche wieder Besitz ergreifen, sie zu einem lebendigen Zentrum ihres bürgerschaftlichen, ihres kulturellen, wissenschaftlichen und natürlich auch ihres religiösen Lebens machen. Regelmäßige „Gespräche in der Marienkirche“ zu den zentralen ethischen Fragen unserer Zeit könnten ebenso Teil dieses neuen Lebens sein wie ein jährliches „Fest der Bildkunst in der Marienkirche“, bei dem in Ausstellungen, Installationen und Diskussionen die visuelle Qualität unserer modernen Welt kritisch hinterfragt würde – unter den zeitlosen Maßstäben der Chorfenster.

Ein Fest der Bilder

Und damit komme ich dazu, dass wir an diesem Tag auch ein Fest der Bilder feiern. Mit der Welt der Bilder ist es in unseren Tagen ja so eine Sache. Auf der einen Seite werden wir von Bildern überflutet – im Fernsehen, im Internet, in den gedruckten Medien, in der Werbung – so sehr, dass wir uns Sachverhalte wie eine Liebesbeziehung oder einen Wettkampf eigentlich nur noch als Videoclip (und überhaupt nicht mehr z.B. als Erzählung) vorstellen können. Auf der anderen Seite sind wir uns der Bildhaftigkeit unseres Daseins, der Ikonographie des menschlichen Lebens, längst nicht mehr so sicher wie vergangene Generationen und auch die Schöpfer dieser Fenster es waren. Es fällt uns schwer, uns ein verlässliches Bild zu machen von fundamentalen Bewandnissen unserer Existenz – von Leid und Freude, von Liebe und Hass, von Versuchung und Erlösung, von Heil und Unheil. Bilder sind beliebig geworden – sie fließen an uns vorbei und halten uns nicht fest, oder sie verlieren sich und uns in der

Unverbindlichkeit der Illustration oder der Abstraktion. Wim Wenders, der große deutsche Filmemacher, hat kürzlich in einer Rede in Berlin² das Defizit an Bildhaftigkeit im zeitgenössischen Diskurs über Europa beklagt und davon gesprochen, dass „Europas alte Seele“ sich „in neuen Bildern wieder erkennen will“. In dieser visuell reichhaltiger, aber doch ärmer gewordenen Welt erinnern uns die Fenster von St. Marien an die ungeheure, zeitlose Kraft der Bilder, elementare Vorgänge wie Schöpfung und Zerstörung, Geburt und Tod, Macht und Ohnmacht, Konflikt und Versöhnung sichtbar und damit begreifbarer zu machen. Die Bilder dieser Fenster tun dies mit einer Kunst der Darstellung, die auf alles unnötige Beiwerk verzichtet und in Form und Farbe das wesentliche zu vermitteln weiß.

- Ich denke an das Bild von Kaiser und Papst im Antichristfenster – eine in ihrer Prägnanz und künstlerischen Ökonomie kaum zu übertreffende Konfrontation von weltlicher und geistlicher Ordnung;
- oder ich sehe, wie greifbar die Rolle des Moses als eines Vermittlers zwischen Himmel und Erde in dem Bild von dem brennenden Dornbusch wird;
- ich bin fasziniert davon, wie die Goldmünzen, die der Antichrist unter die gierigen Menschen streut, zu einem Paradigma der Habsucht und zu einem zeitlos gültigen Bild der Verführbarkeit durch irdische Reichtümer wird;
- und ich frage mich, wo es denn ein besseres Bild des trügerischen Missverhältnisses von Macht und Ohnmacht gäbe als in dem Fenster über den panzerbewehrten, scheinbar unbesiegbaren Goliath und den verschmitzten kleinen Hirtenknaben David.

So könnten wir die Bilder dieser Bibel eines nach dem anderen durchgehen und uns vergegenwärtigen, wie kraftvoll und kompromisslos die Meister des 14. Jahrhunderts das wesentliche menschlichen Daseins und die Dimensionen menschlichen Heils und Unheils darzustellen und damit sowohl Einsicht als auch Trost zu spenden vermochten. Es ist deshalb auch ebenso sinnvoll wie aufschlussreich, wenn das Museum Junge Kunst in seiner vorzüglichen Ausstellung das Antichristfenster zu den Überlegungen von Hannah Arendt über die Natur des Bösen in modernen totalitären Herrschaftssystemen in Beziehung setzt³.

„Für dunkle Tage unterwegs“ hat Jörg Immendorff, der jüngst verstorbene Künstler unserer Tage, das Eingangsbild seines eigenen Bilderzyklus zur Bibel überschrieben. Und in seiner Einführung zu dieser seiner Bilderbibel spricht er vom Verhältnis des Künstlers zu den besonderen Herausforderungen, Bilder des biblischen Geschehens herzustellen:

² Verkürzt abgedruckt in der *Frankfurter Rundschau* vom 13. Juni 2007.

³ Museum Junge Kunst Frankfurt (Oder), Das spätgotische Antichristfenster (Ausstellungskatalog). Frankfurt (Oder): Museum Junge Kunst, 2007, S. 59.

„... man kann sich als Maler mit den Grundlagen des Religiösen beschäftigen, mit Sorgen und Sehnsüchten, mit Brüchen und Brücken, mit Heil und Unheil. So sehe ich meine Beschäftigung mit der Bibel: Keine künstlerische Nachstellung einzelner Szenen, sondern visionäre Vorstellungen des großen Ganzen. Sie weisen über sich hinaus, wie der Mensch über sich hinausweist.“⁴

Große Kunst – sei es im Werk der mittelalterlichen Glasmaler oder in den beunruhigenden Bildern Jörg Immendorfs – weist immer über sich hinaus und macht das Geheimnis unserer Endlichkeit, aber auch unserer Erlösung transparent.

Wir feiern heute ein Fest der Bilder aber auch in dem Sinne, dass in der Rückkehr dieser Chorfenster Kunst wieder zu ihrem Recht kommt, wieder gleichsam zu sich selbst heimkehrt und ihrer Verstrickung in politische Interessen und Ansprüche entkommt. Wie tief diese Verstrickung geworden ist, das zeigen die vielfältigen Versuche unserer Zeit, Kunst politisch zu instrumentalisieren. Es hat zu allen Zeiten Bilderstürmer und Bilderräuber aus Motiven von Macht, Habgier und Ideologie gegeben, aber das 20. Jahrhundert hat sich in dieser Hinsicht besonders hervorgetan. Zu einem traurigen Höhepunkt hat es der Nationalsozialismus mit der Verurteilung und Vernichtung von so genannter „Entarteter Kunst“ gebracht, aber auch bei den Taliban (in ihrer wütenden Zerstörung der jahrhundertealten Buddha-Statuen im Tal von Bamyán) oder bei einigen meiner erzeaktionären amerikanischen Landsleute (in ihren Attacken gegen die fotografischen Kunstwerke eines Robert Mapplethorpe) sind ähnliche Vorurteile, die mit Kunst als Kunst nichts zu tun haben, am Werk.

Das gilt auch für den ähnlich heillosen und kunstfernen Begriff der „Beutekunst“, in der zeitlose und ihrer Natur nach unpolitische Kunstwerke zur Beute einer siegreichen Kriegspartei erklärt und ihrem ursprünglichen Zusammenhang entrissen werden. Wir haben allen Grund, an dieser Stelle dankbar dafür zu sein, dass kluge und einsichtige Menschen für die Fenster von St. Marien eine Ausnahme von diesem Anspruch gefunden und erwirkt haben. Gleichzeitig ist dies aber auch der Ort, auf dem unverzichtbaren und völkerrechtlich verbrieften Eigenwert von Kunst zu bestehen, der sich der politischen Instrumentalisierung und der Aufrechnung von Kriegsverlusten und Kriegsgewinnen grundsätzlich entzieht. Der Dank an diejenigen, die die Heimkehr der Bilderbibel möglich gemacht haben, verbindet sich mit dem Appell an alle Beteiligten, der Kunst in aller Welt das Recht auf ihre Heimat und ihre Heimkehr zuzugestehen. Damit ist, um auch das sehr deutlich zu sagen, nicht nur der Eberswalder Goldschatz und die Baldin-Sammlung gemeint, sondern auch die „Beutekunst“ früherer Epochen wie die Elgin Marbles vom Athener Parthenon, der altägyptische Obelisk von der Place de la Concorde in Paris – oder auch die Nofretete in Berlin.

⁴ Die Bibel. Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus – Der Club Bertelsmann, 2006, S. VIII.

Schluss

Die Stadt Frankfurt (Oder), vertreten durch die drei Oberbürgermeister, die hier seit der Wende amtiert haben, hat mir zu meinem siebzigsten Geburtstag vor drei Jahren ein wunderschönes Geschenk gemacht: eine in Originalgröße auf Glas gezogene Nachbildung eines Feldes aus dem Christusfenster der Marienkirche. Auf dem Bild ist Simson dargestellt, der mit übermenschlichen Kräften ausgestattete Held aus dem alttestamentlichen Buch der Richter. Es zeigt, wie Simson – um den feindlichen Philistern zu entkommen – kurz nach Mitternacht aufsteht, das Stadttor von Gaza aber von den Philistern verschlossen findet und kurz entschlossen die beiden Flügel des Tores mitsamt den Pfosten aus der Mauer herausreißt, alles auf seine Schultern packt und auf einen Berg bei Hebron schleppt. Das Bild hängt inzwischen, von der kalifornischen Sonne beleuchtet, vor dem Fenster meines Arbeitszimmers in Stanford und gibt mir immer wieder aufs Neue zu denken.

Es erinnert mich gelegentlich an die Mühen der frühen neunziger Jahre, in denen wir hier eine Universität aus dem Boden zu stampfen versuchten und jemanden wie Simson ganz gut hätten gebrauchen können. Vor allem aber ist mir diese so lebendig dargestellte Geschichte zum Sinnbild der großen Herausforderungen geworden, denen sich diese Stadt gegenüber sieht – zum Sinnbild aber auch der großen Anstrengungen, die sie in der Bewältigung dieser Herausforderungen zu unternehmen bereit ist. Dass sie und ihre Bürgerinnen und Bürger in diesen Anstrengungen nicht nachlassen mögen, das ist mein Wunsch für Frankfurt an der Oder in dieser Stunde der Heimkehr.